

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 1

Artikel: Vorrede zu dem Roman «der Greis»
Autor: Svevo, Italo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorrede zu dem Roman «Der Greis»

von *Italo Svevo*

Deutsch von Josy Priems und Karl Hellwig

Die Sache hat sich dieses Jahr im April zugetragen, der uns einen Tag wie den andern düsteres, regnerisches Wetter brachte und nur so zwischenhinein ein paar kraftlose Sonnenstrahlen und ein bißchen Wärme.

Eines Abends fuhr ich mit Augusta von einem kurzen Ausflug nach Capodistria im Automobil nach Hause zurück. Meine Augen waren sonnenmüde, und ich fühlte das Bedürfnis nach Ruhe. Nicht nach Schlaf, sondern nach Nichtstun. Ich war weit weg von den Dingen, die mich umgaben, und die ich doch an mich herankommen ließ, weil nichts anderes da war, das sie ersetzt hätte: sie glitten an mir vorüber, ohne mir etwas zu sagen. Seit Sonnenuntergang waren sie auch recht verblaßt, umsomehr als an die Stelle der grünen Felder jetzt graue Häuser und schmutzige Straßen getreten waren, die ich so gut kannte, daß ich schon im voraus wußte, was jetzt kommen würde. Ob man sie ansah, oder ob man schlief, kam ungefähr auf eins heraus.

Auf der Piazza Goldoni hielt uns der Polizist an, und ich wurde wieder munter. Da sah ich ein junges Mädchen auf uns zukommen, das, im Bestreben, andern Wagen auszuweichen, dem unsern so nahe kam, daß es ihn fast streifte. Sie war weiß gekleidet und trug schmale grüne Bänder am Hals und grüne Streifen auf der leichten offenen Pelerine, unter der ihr weißes Kleid zum Vorschein kam, das wie die Pelerine vom selben leuchtenden Grün durchzogen war. Das ganze Figürchen ein Bild des Frühlings. Wie schön war das Mädchen! Die Gefahr, in der sie sich sah, entlockte ihr ein Lächeln, während ihre großen schwarzen, weit offenen Augen schauten und maßen. Das Lächeln ihres rosigen Gesichtchens ließ die blendende Weiße ihrer Zähne durchschimmern. Im Bemühen, sich schmaler zu machen, hatte sie die Hände gegen die Brust gedrückt. In der einen hielt sie die weichen Handschuhe. Ich sah sie ganz genau, diese Hände, ihre Weiße und ihre Form, die langen Finger und die schmale Handfläche, die in ein rundes Handgelenk überging.

Und da, ich weiß nicht warum, hatte ich die Empfindung, daß es grausam gewesen wäre, den Augenblick entfliehen zu lassen, ohne zwischen mir und dem jungen Mädchen einen Faden zu knüpfen. Wirklich zu grausam. Doch Eile tat not, und die Eile schuf die Verwirrung. Ach ja, ich erinnerte mich! Irgendeine Beziehung bestand schon zwischen uns. Ich kannte sie. Ich grüßte sie, indem ich mich gegen das Wagenfenster vorneigte, um gesehen zu werden und begleitete meinen Gruß mit einem Lächeln, das meine Bewunderung für ihren Mut und ihre Jugend bekunden sollte. Doch sofort hörte ich wieder auf zu lächeln, weil mir einfiel, daß dabei all das Gold in meinem Munde sichtbar wurde, und betrachtete sie jetzt ernst und aufmerksam. Das junge Mädchen hatte gerade noch Zeit, mich neugierig anzusehn und erwiderte den Gruß mit einem zögernden, leichten Neigen des Kopfes, was ihrem Gesichtchen etwas sehr Ernsthaftes gab. Das Lächeln war daraus verschwunden und es zeigte einen solchen Wechsel des Ausdrucks, als hätte sich zwischen sie und meine Augen ein Prisma geschoben.

Augusta hatte die Lorgnette an die Augen geführt, sowie sie das junge Mädchen in der Gefahr sah, überfahren zu werden. Auch sie grüßte, als sie mich grüßen sah, und fragte: «Wer ist dieses junge Mädchen?»

Den Namen wußte ich wirklich nicht mehr. Ich heftete die Augen fest auf die Vergangenheit mit dem lebhaften Wunsch, ihn dort wiederzufinden. Rasch durchflog ich die Jahre, eins ums andere bis weit, weit zurück. Da entdeckte ich das Mädchen an der Seite eines der Freunde meines Vaters. «Die Tochter des alten Dondi», murmelte ich etwas unsicher. Nun da ich den Namen ausgesprochen hatte, schien es mir, als erinnere ich mich deutlicher. Die Erinnerung an das junge Mädchen rief eine andere Erinnerung wach. Ich sah eine kleine Villa in einem kleinen grünen Garten, und dabei fielen mir die Worte ein, mit denen dieses junge Mädchen die ganze Gesellschaft zum Lachen gebracht hatte: «Warum fallen denn immer gleich zwei Katzen vom Dach, nie eine allein?» So hatte sie damals, gerade wie heute auf der Piazza Goldoni, ihre kecke Naivität vor aller Welt kundgetan, und auch ich war damals so naiv gewesen, daß ich mit allen andern mitlachte, statt sie, schön und begehrenswert wie sie war, in die Arme zu nehmen. Ich will damit sagen, daß diese Erinnerung mich auf einen Augenblick wieder jung machte und mir ins Gedächtnis zurückrief, daß auch ich einmal imstande gewesen war, zuzugreifen, festzuhalten, zu kämpfen.

Augusta machte diesem verworrenen Traum ein Ende, indem sie hell auflachte: «Die Tochter des alten Dondi? Die ist heute so alt wie du! Wen hast du da also begrüßt? Die Dondi war ja sechs Jahre älter als ich. Ha ha ha! Hätte die hier gestanden, so wäre sie wohl, statt über die Gefahr zu lächeln wie dieses junge Mädchen, mit Hinken und Humpeln unter unsere Räder geraten.»

Wiederum änderte sich das Licht dieser Welt, als sähe ich es plötzlich durch ein Prisma. Ich stimmte nicht sogleich in Augustas Lachen ein. Aber ich mußte wohl! Sonst hätte ich ihr ja verraten, wie wichtig ich dieses Abenteuer nahm, und dies wäre das erstemal gewesen, daß ich Augusta etwas gebeichtet hätte. – Ach ja, daran hatte ich nicht gedacht. Alles verschiebt sich, jeden Tag ein wenig, was in einem Jahr viel ausmacht und in siebenzig Jahren sehr viel. Und dann sagte ich etwas, was aufrichtig war. Indem ich mir die Augen rieb wie einer, der eben aus dem Schlaf erwacht, fügte ich hinzu: «Ich hatte ganz vergessen, daß ich selber alt bin und daß deshalb alle meine Altersgenossen ebenfalls alt sind. Auch jene, die ich nicht habe alt werden sehen, und auch die andern, die im Verborgenen blieben und nie von sich reden machten... sie alle sind, ohne daß irgendeiner dessen acht gehabt hätte, jeden Tag älter geworden.»

Was war denn mit mir? Ich wurde wohl kindisch in dem Bemühen, zu verheimlichen, daß ich die Jugend, wie von einem Blitz erleuchtet, noch einmal hatte erleben dürfen? Da galt es, den Ton zu ändern, und so fragte ich mit der gleichgültigsten Miene: «Wo lebt denn eigentlich die Tochter des alten Dondi?» Augusta wußte es nicht. Die kleine Dondi war nicht mehr nach Triest zurückgekehrt, nachdem sie sich mit einem Ausländer verheiratet hatte.

Und darum sah ich die arme Dondi vor mir, wie sie, nun freilich in langem Kleide, irgendwo in einem Erdenwinkel unbekannt, nämlich unter Menschen lebte, die sie nie jung gesehen hatten. Dieser Gedanke rührte mich; denn das war ja mein eigenes Geschick, wenn ich mich auch nie aus dieser Stadt entfernt habe. Augusta ist die einzige, die sagt, daß sie sich meiner genau erinnere, wie ich in meiner Jugend gewesen: mit all meinen großen Tugenden, und auch mit einigen Fehlern, wie vor allem meiner Angst vor dem Altwerden, die sie mir noch immer nicht verzeiht, obwohl sie inzwischen hätte bemerken können, wie begründet diese Angst war. Aber ich glaube es ihr nicht. Von ihr ist mir jedenfalls nicht viel mehr in Erinnerung als das, was ich sehe. Und dann kannte sie meine Jugend ja nur teilweise, ich will sagen, sehr

oberflächlich. Ich selber erinnere mich deutlicher meiner Jugendabenteuer als des Äußern und der Gefühle meiner Frau. Mitunter, ganz unversehens, ist es mir, als kehre die Jugend wieder, und ich muß rasch vor den Spiegel treten, um mich in der Zeit zurechtzufinden, und erst wenn ich die durch allzu reichliche Haut verunstaltete Stelle unter meinem Kinn betrachte, gelingt es mir, an den Platz zurückzukehren, an den ich gehöre.

Einmal erzählte ich meinem Neffen Carlo, der Arzt ist und jung, und der sich deshalb aufs Alter versteht, von diesen Augenblicken der Selbsttäuschung, die mich zuweilen ganz unversehens überkommen, und in denen ich mir einbilde, noch immer jung zu sein. Boshaft lächelnd sagte er, es sei dies sicher eine Alterserscheinung, denn ich hätte augenscheinlich ganz vergessen, wie man als junger Mensch fühlt, und müßte deshalb erst die Falten meines Halses betrachten, um zu mir selbst zurückzufinden. Und in helles Gelächter ausbrechend, fügte er hinzu: «Das ist gerade so wie bei deinem Nachbarn, dem alten Cralli, der allen Ernstes glaubt, er sei der Vater des Kindes, das seine junge Frau nächstens zur Welt bringen wird.»

Nun, so arg ist's denn doch nicht! Ich bin noch jung genug, in dergleichen Irrtümer nicht zu verfallen. Ich kenne mich nur nicht sicher genug in der Zeit aus. Und vielleicht ist das nicht meine Schuld allein. Davon bin ich überzeugt, wenn ich es auch nicht versuchen möchte, mit Carlo darüber zu reden, er würde es doch nicht verstehen und mich nur auslachen. Die Zeit vollbringt ihre Verheerungen unfehlbar und grausam, und dann entfernt sie sich in einem langen, wohlgeordneten Zuge von Tagen, Monaten und Jahren; doch wenn sie so weit weg ist, daß sie unsern Blicken entwindet, lockert sie ihre Reihen. Jede Stunde sucht ihren Platz in irgendeinem andern Tage, und jeder Tag in irgendeinem andern Jahr. Und so erscheint in der Erinnerung das eine Jahr voller Sonne, wie ein einziger Sommer, ein anderes dagegen von Anfang bis zu Ende von Kälte durchschauert. Und kalt und ohne Licht ist wahrlich ein solches Jahr, in dem in der Erinnerung nichts an seinem richtigen Platze steht: dreihundertundfünfundsechzig Tage zu vierundzwanzig Stunden, und eine jede tot und entschwunden. Ein wahres Massengrab!

Zuweilen flammt in solchen toten Jahren ganz unversehens ein Licht auf und beleuchtet das eine oder andere Erlebnis, und man erkennt es zu spät als eine jener Blüten voll süßen Duftes, wie sie das Leben so selten schenkt. Und darum war mir die kleine Dondi niemals so nahe

gewesen wie damals auf der Piazza Goldoni. Vorher, in jenem kleinen Garten – wie viele Jahre sind es wohl her? – hatte ich sie eigentlich kaum gesehen, und jung wie ich war, bin ich an ihr vorbeigegangen, ohne ihre Anmut und Unschuld zu gewahren. Und nun, kaum habe ich sie wiedergefunden und man sieht uns beisammen, so fangen die Leute zu lachen an. Warum sah ich, warum erkannte ich sie nicht schon früher? Ob uns wohl der Blick für jedes gegenwärtige Ereignis durch unsere Sorgen und die uns drohenden Gefahren getrübt wird? Ob wir es erst dann sehen, erst dann empfinden, wenn wir es schon weit hinter uns gelassen haben und in Sicherheit sind?

Ich aber kann mich hier, in meinem kleinen Zimmer, sogleich in Sicherheit bringen, meine Gedanken sammeln und auf diese Blätter bringen, kann die Gegenwart in ihrer wunderbaren Klarheit betrachten und analysieren, und auch zu jenem Teil der Vergangenheit vordringen, der noch nicht entschwunden ist.

Ich werde also die Gegenwart und den noch nicht entschwundenen Teil der Vergangenheit beschreiben, nicht um die Erinnerung daran festzuhalten, sondern um mich zu sammeln. Hätte ich das immer getan, so wäre ich bei jener Begegnung auf der Piazza Goldoni nicht so verduzt und verwirrt gewesen. Und jenem jungen Mädchen hätte ich nicht einen Namen beigelegt, der fast sicher nicht der ihre ist. Ich hätte sie ganz einfach angeschaut, wie man jemand anschauen kann, wenn unser Herrgott einem das Augenlicht erhalten hat. Vom Kopf bis zu den Füßen.

Ich fühle mich nicht alt, aber ich habe das Gefühl, eingerostet zu sein. Um mich lebendig zu fühlen, muß ich denken und schreiben; denn das Leben, das ich führe, mit all den Tugenden, die ich habe und die mir zugeschrieben werden, und mit all den Neigungen und Pflichten, die mich binden und lähmen, beraubt mich jeder Freiheit. Ich lebe in demselben untätigen Dahindämmern, in dem man stirbt. Aber ich will mich aufraffen, will erwachen. Vielleicht werde ich dann noch liebevoller, noch tugendhafter werden. Leidenschaftlich tugendhaft sogar. Aber das wird dann meine eigene, selbstgewählte Tugend sein, nicht die von den andern gepredigte, die mich nicht kleidet, sondern einschnürt, wenn ich sie anzunehmen versuche.

Das Schreiben wird für mich also eine hygienische Maßregel sein, die ich jeden Abend, bevor ich meine Purganz nehme, befolgen werde. Und ich hoffe, daß in diesen Blättern auch diejenigen Worte

stehen werden, die ich für gewöhnlich nicht ausspreche; denn nur dann wird die Kur erfolgreich sein.

Schon einmal schrieb ich mit demselben Vorsatz, aufrichtig zu sein, und auch damals handelte es sich um eine hygienische Maßnahme: jene Übung sollte mich nämlich auf eine psychoanalytische Kur vorbereiten. Die Kur mißlang, aber die Blätter blieben. Wie kostbar sie sind! Mir scheint, ich hätte nur jenen Teil meines Lebens gelebt, den ich darin beschrieben habe. Gestern las ich sie wieder durch. Leider begegnete ich darin nicht der alten Dondi (Emma hieß sie, ja, Emma), dafür aber entdeckte ich in ihnen viele andere Dinge. Auch ein wichtiges Ereignis, das nicht darin erzählt ist, an das jedoch ein leer gelassener Raum erinnert, in den es sich ganz natürlich einfügt. Ich würde es sogleich eintragen, wenn ich es in diesem Augenblick nicht vergessen hätte. Doch es geht nicht verloren; ganz sicher werde ich es beim Durchlesen jener Blätter wiederfinden. Und sie sind da, mir immer zur Verfügung, vor jeder Unordnung sicher. Die Zeit ist darin kristallisiert, und man kann sie immer wiederfinden, wenn man es versteht, gerade die richtige Seite aufzuschlagen. Gerade so wie in einem Kursbuch.

Sicherlich habe ich all das getan, was darin erzählt ist, doch will mir beim Lesen scheinen, es sei wichtiger als mein Leben selbst, das mir lang und leer vorkommt. Das ist ja begreiflich; denn wenn man über das Leben schreibt, wird es bedeutungsvoller, als es in Wirklichkeit ist. Das Leben selber wird verwässert und getrübt durch allzu viele Dinge, die in der Beschreibung nicht erwähnt werden.

Man spricht darin vom Atem erst dann, wenn er einem ausgeht, und von Ferien, Schlaf und Essen nicht eher, als bis es aus irgendeiner tragischen Ursache mit diesen Dingen zu Ende ist. In der Wirklichkeit dagegen fallen sie, regelmäßig wie ein Pendel, mit so vielen anderen Betätigungen zusammen und füllen gebieterisch einen so großen Teil unseres Tages, daß keine Zeit mehr bleibt, übermäßig viel zu lachen und zu weinen. Schon aus diesem Grunde ist die Beschreibung eines Lebens, von dem ja ein großer Teil ausgeschaltet wird – der Teil nämlich, um den alle wissen und von dem sie nicht reden – viel lebendiger als das Leben selbst.

Kurzum, dadurch daß man sein Leben erzählt, wird es idealisiert, und ich schicke mich an, diese Aufgabe ein zweites Mal auf mich zu nehmen und zwar mit einer gewissen Scheu, als gälte es einer heiligen Sache. Wer weiß, vielleicht finde ich in der Gegenwart, wenn ich sie nur aufmerksam betrachte, etwas von meiner Jugend wieder, der ich

mit meinen müden Beinen nicht mehr nachlaufen kann, und die ich deshalb heraufzubeschwören suche, damit sie zu mir komme. Schon in den wenigen Zeilen, die ich eben hingeschrieben, tauchte die Jugend flüchtig vor meinen Augen auf und ist so stark über mich gekommen, daß in meinen Adern die Müdigkeit des Alters schwindet.

Es besteht jedoch ein großer Unterschied zwischen dem Gemütszustand, in dem ich das vorige Mal mein Leben erzählte, und dem heutigen. Meine Lage ist seither einfacher geworden. Wohl schwanke ich noch immer zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, aber wenigstens drängt sich nicht mehr die Hoffnung dazwischen, die bange Hoffnung auf die Zukunft. So lebe ich also weiter in einer gemischten Zeit, wie es das Schicksal des Menschen ist, während seine Grammatik nur reine Zeiten kennt, die wohl für die Tiere Geltung haben mögen. Denn diese leben, wenn man sie nicht erschreckt, fröhlich und unbekümmert in einer kristallklaren Gegenwart. Für den Greis jedoch – ja, ja, ich bin ein Greis; es ist das erstemal, daß ich dieses Wort ausspreche, und das ist die erste Errungenschaft, die ich meiner neuen Selbstbesinnung verdanke –, für den Greis jedoch wird das Leben einfacher infolge der Verstümmelung, durch die es das verlor, was es nie besessen – die Zukunft nämlich – zugleich wird es aber auch so sinnlos, daß man versucht wäre, die kurze Gegenwart darauf zu verwenden, sich die wenigen Haare auszuraufen, die auf dem verunstalteten Haupte noch übrig geblieben sind.

Ich dagegen habe mir in den Kopf gesetzt, in dieser Gegenwart etwas Besseres zu tun, und wenn darin noch, wie ich hoffe, Raum ist, eine Tätigkeit zu entfalten, so werde ich damit den Beweis geliefert haben, daß diese Gegenwart länger ist, als es den Anschein hat. Sie zu messen, wäre schwierig; der Mathematiker, der dies tun wollte, beginge einen groben Fehler und würde damit beweisen, daß er nichts davon versteht. Ich aber glaube wenigstens zu wissen, wie man bei einer solchen Messung vorzugehen hätte. Wenn es unserm Gedächtnis gelungen ist, den Ereignissen all das zu nehmen, was Überraschung, Schrecken und Unordnung hervorrufen konnte, dann erst kann man sagen, daß diese Ereignisse der Vergangenheit angehören.

Ich habe so lange über dieses Problem nachgedacht, daß sogar mein tatenloses Leben mir Gelegenheit bot zu einem Experiment, das Licht hineinzubringen vermöchte, wenn ein anderer dieses Experiment mit genauern Instrumenten wiederholen wollte, das heißt statt meiner ein Mensch, der besser als ich zu exaktem Registrieren erzogen wäre.

Eines Tages im vergangenen Frühjahr brachten Augusta und ich den Mut auf, mit unserm Automobil eine Fahrt über Udine hinaus zu machen und in einer berühmten Locanda zu frühstücken, wo man noch die bedächtige und unfehlbare Kunst des Bratens am Spieß versteht. Hierauf fuhren wir noch etwas weiter, um den mächtigen Bergen der Carnia näher zu sein. Plötzlich kam die Müdigkeit alter Leute über uns, die sich infolge ihrer Untätigkeit in einer unbequemen Lage einzustellen pflegt. Wir fühlten so stark das Bedürfnis, uns die Steife aus den Beinen zu laufen, daß wir ausstiegen und einen kleinen bewaldeten Hügel hinaufkletterten, der sich neben der Landstraße erhob. Dort oben wurde uns zum Lohn eine Überraschung zuteil. Wir sahen die Straße nicht mehr, ja, nicht einmal mehr die Felder zu Füßen der Anhöhe, auf der wir standen, nichts als unzählige, sanfte, grüne Hügel, die uns jeden andern Ausblick verwehrten als den auf die nahen mächtigen Berge mit den Gipfeln aus blauem Fels, die sehr ernsthaft auf uns herniederschauten. Zu Fuß waren wir schneller in eine neue Umgebung gelangt, als es mit dem Auto möglich gewesen wäre. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung... ich empfand eine Freude, die ich seither nicht mehr vergessen habe! Ob sie der Überraschung zuzuschreiben war oder der balsamischen, von Straßenstaub freien Luft, oder auch unserer Einsamkeit, die vollkommen zu sein schien? Die Freude machte mich unternehmungslustig. Ich schritt auf der Anhöhe weiter und gelangte an das andere Ende, dem gegenüber, zu dem wir von der Straße heraufgestiegen waren. Es war ein bequemer Weg, ein im Grase ausgetretener Fußpfad. Von hier aus entdeckte ich ein Häuschen am Fuße des Hügels und vor diesem Häuschen einen Mann, der mit kräftigen Hammer schlägen ein Stück Eisen auf einem Amboß bearbeitete. Und wie ein Kind wunderte ich mich darüber, daß der metallische Klang dieses Amboßes erst dann mein Ohr erreichte, wenn sich der Hammer, zum neuen Schlage ausholend, schon längst wieder erhoben hatte. Wie kindlich von mir; aber sehr kindlich ist auch Mutter Natur, die solche Ungereimtheiten zwischen Licht und Klang erfindet.

Die Freude an all den Farben und an dieser Einsamkeit blieb mir lange im Gedächtnis haften und darum auch der Zwiespalt zwischen meinem Ohr und meinem Auge. Später aber begann ich ernsthaft darüber nachzudenken, und die Logik des Verstandes korrigierte nun die Unordnung der Natur, und wenn ich heute an jenen Hammer zurückdenke, so höre ich schon in dem selben Augenblick, wo er auf den Amboß niederfällt, den Ton, den er hervorruft, in meinem Ohr

widerhallen. Sicherlich aber hat sich gleichzeitig das Schauspiel irgendwie verfälscht. An die Stelle der Unordnung in der Gegenwart trat die Unordnung in der Vergangenheit. Jene Hügel wurden waldreicher, und es waren ihrer auch mehr geworden. Auch die Felsen der Berge wurden noch düsterer und strenger, vielleicht auch rückten sie noch näher; aber alles war geordnet und schön aufeinander abgestimmt. Das Schlimme dabei ist, daß ich mir nicht notierte, wie vieler Tage jene Gegenwart bedurfte, um sich so zu verwandeln. Übrigens, wenn ich es damals auch notiert hätte, so wäre doch nichts anderes zu sagen gewesen als Folgendes: «Im Geiste des siebzigjährigen Zeno Cosini reifen die Dinge in so und so vielen Stunden und so und so vielen Minuten.» Wie viele andere Experimente aber hätte man an den verschiedensten Individuen und in den verschiedensten Stufen ihres Alters vornehmen müssen, um schließlich das allgemein gültige Gesetz zu entdecken, das die Grenze zwischen Gegenwart und Vergangenheit bestimmt!

Und so werde ich, wie mein verstorbener Vater, mein Leben mit einem Notizbüchlein in der Hand beschließen. Wie habe ich doch über jenes Büchlein gelacht! Zwar lächle ich auch heute noch, wenn ich daran zurückdenke, wie seine Aufzeichnungen eigentlich zukünftigen Dingen galten. Er notierte in seinen Notizbüchlein, was er zu tun sich vorgenommen hatte, das Datum für regelmäßig abzustattende Besuche und so weiter. Ich besitze noch eines dieser Heftchen. Viele Aufzeichnungen beginnen mit einer Mahnung: «Nicht vergessen, an dem und dem Tage das und das zu tun.» Er glaubte an die Wirksamkeit dieser Mahnungen, die er in seinem Büchlein begrub. Ich habe den Beweis, daß sein Vertrauen schlecht angebracht war, denn ich fand eine Notiz, die lautet: «Unter keinen Umständen (diese Worte sind unterstrichen) vergessen, Olivi gelegentlich zu sagen, daß mein Sohn bei meinem Tode von allen als der eigentliche Herr des Hauses anzusehen ist (obwohl er es nie sein wird).»

Man muß annehmen, daß die Gelegenheit, mit Olivi zu reden, sich nicht mehr geboten hat. Aber freilich, jedes Bemühen, sich von dem einen Zeitraum in den andern zu versetzen, ist eitles Unterfangen, und es bedurfte einer kindlichen Seele wie der meines Vaters, um zu glauben, man könne seine Zukunft lenken. Mag sein, daß die Zeit, wie die Philosophen versichern, gar nicht existiert; aber ganz gewiß existieren die Gefäße, die sie enthalten, und die sind sehr fest verschlossen. Nur spärliche Tropfen sickern durch vom einen ins andere.

Ich möchte mich noch gerne ein bißchen umschaun, um diesen denkwürdigen Tag damit zu beschließen, daß ich diese dahineilende Stunde, in der ich schreibe, dem morgigen Tage übermittle. Von meinem bequemen und schönen Studierzimmer, das Augusta im Lauf der Jahre mehrmals neu herrichtete, wobei sie mich empfindlich störte, ohne doch wirklich bedeutsame Neuerungen herbeizuführen, habe ich nicht viel zu sagen. Es ist noch immer ungefähr so, wie wir es gleich nach unserer Verheiratung einrichteten, und ich habe es schon einmal beschrieben. Seit kurzem gibt es da eine für mich recht schmerzliche Neuerung. Meine Geige mitsamt dem Geigenpult ist seit ein paar Tagen von ihrem Platz verschwunden. Es ist allerdings dadurch für das Grammophon der Platz gewonnen worden, der notwendig ist, damit seine Stimme kräftiger erschalle. Ich habe das Grammophon vor einem Jahre gekauft, und es hat Beträchtliches gekostet, wie auch die Platten, die ich beständig hinzukaufe. Es ist mir nicht leid um das viele Geld; aber ich hätte der Geige gerne ihren Platz gelassen. Seit zwei Jahren hatte ich sie nicht mehr angerührt. Sie war unter meinen Händen nicht nur arhythmisch, sondern auch unsicher geworden, und mein Ansatz schien nachlassen zu wollen. Aber es war mir lieb, sie dort an ihrem Platz zu sehen in Erwartung besserer Zeiten. Augusta dagegen sah nicht ein, weshalb die Geige in meinem Zimmer den Platz versperren sollte. Gewisse Dinge begreift sie eben nicht, und ich kann sie ihr nicht begreiflich machen. Kurzum, eines Tages, getrieben von ihrer Manie, aufzuräumen, schaffte sie sie weg, wobei sie mir versicherte, ich könne sie jeden Augenblick wieder haben, wenn ich es wünschte. Aber das ist sicher, daß ich sie nie mehr verlangen werde, während es nicht ganz so sicher ist, daß ich sie eines schönen Tages vielleicht nicht doch noch einmal in die Hand genommen hätte, wenn sie an ihrem Platz geblieben wäre. Der Entschluß, dessen es jetzt bedürfte, ist eben etwas ganz anderes. Ich müßte Augusta erst bitten, sie wieder herzuschaffen, was die Verpflichtung in sich schlösse, dann auch wirklich darauf zu spielen, sobald ich sie wieder hätte. Aber solche Verpflichtungen auf lange hinaus kann ich nicht auf mich nehmen. Und deshalb sehe ich mich also endgültig von einem andern Abschnitt meiner Jugend losgelöst. Augusta hat noch nicht begriffen, wie viele Rücksichten man auf einen alten Mann nehmen muß.

Und andere Neuerungen gäbe es in diesem Zimmer nicht, wenn es nicht gerade in letzter Zeit manchmal von Klängen durchflutet würde, die mit denen des Grammophons nichts zu tun haben. Zweimal in der Woche (nicht am Sonntag, sondern Montags und Samstags) geht ein

sangesfreudiger Betrunkener durch das enge steile Gäßchen, das neben meiner Villa hinführt. Zuerst verdroß mich das, dann lachte ich darüber, und jetzt liebe ich ihn. Oft schon habe ich von meinem Fenster aus, nachdem ich jedes Licht im Zimmer gelöscht, nach ihm ausgespäht und ihn dann in dem vom Mondlicht weißen Gäßchen erblickt, klein, schwächlig, doch aufrecht, den Mund zum Himmel erhoben. Langsam schreitet er daher, nicht weil der Weg ihm Schwierigkeiten böte, sondern um den Tönen, die er inbrünstig langzieht, seinen vollen Atem zu leihen. Manchmal bleibt er auch stehen, wenn er zu einem Ton kommt, den er nur zögernd von sich gibt, weil er ihm besonders schwierig scheint. Ich erkenne die absolute Harmlosigkeit dieses Sängers schon aus der Tatsache, daß er immer dasselbe Lied singt. Jegliche Absicht, Neues hinzuzuerfinden, liegt ihm fern. Von ihm sind allerdings gewisse Vortöne, von denen er zum richtigen Ton hingleitet; doch ohne die kann er's nicht machen, sie erleichtern es ihm, den Ton zu nehmen. Vielleicht weiß er gar nicht, daß er die Musik verändert hat, und jetzt liebt er sie so, wie er sie notgedrungen singen muß. Er kennt keinen Ehrgeiz und folglich keine Bosheit. Wenn ich ihn deshalb nachts in diesem Gäßchen anträfe, hätte ich gar keine Angst, da ich ja seine große selbstlose Menschlichkeit kenne. Ich würde im Gegenteil auf ihn zugehen und ihn um die Erlaubnis bitten, mitzusingen. Er singt immer den « Maskenball ». Es würde ihn höchlichst überraschen, wenn ein Polizist ihm sagen würde, er solle still sein. Wenn er singt: « Erhebe dich! Dort im Zimmer magst deinen Sohn du wiedersehen. Verbirg in Nacht und Schweigen... » dann redet er wirklich zu Amelia.

Sicherlich ist in dieser Musik viel Wein; doch nie hatte der Wein eine edlere Aufgabe. Mein Sänger geht vollständig auf in jener uralten Geschichte. Zweimal in der Woche lebt sie wieder auf für ihn und bringt ihm all die Überraschung und Rührung eines neuen Erlebnisses. Wie macht er's nur, sich all die andern Abende diesen Wein zu versagen, der ihm doch solchen Hochgenuß verschafft? Welches Beispiel von Mäßigung!

Mein Chauffeur Fortunato kennt ihn. Er sagt, er sei Schreiner und wohne dort oben in einem bescheidenen Häuschen. Er ist verheiratet, noch keine vierzig Jahre alt, hat aber schon einen zwanzigjährigen Sohn. Deshalb hält er sich für alt, und wenn er an die Vergangenheit denkt, dann scheint sie ihm viel weiter zurückzuliegen, als die, der ich nachspüre. Wie moralisch ist doch dieser Mann! Ich brauchte siebzig volle Jahre, um mich von der Vergangenheit loszulösen. Und noch immer

gebe ich mich nicht zufrieden, sondern suche sie auch heute noch in diesen Blättern zu finden.

Ich werde nie versuchen, seine Bekanntschaft zu machen. Es ist, als käme seine schwache Stimme aus fernen Zeiten her. Sie trägt mir all deren Ergriffenheit zu. Da sie eine Klage um Verlorenes ist, entsteht jene Verwirrung, die ein tiefes Erlebnis mit sich bringt. Da sitze ich hier an meinem Schreibtisch, und zu mir dringt diese einsame Stimme, deren Unsicherheit und Inbrunst ich analysiere. Alles ist vollkommen in Ordnung! Künftige Stunden werden für mich an dieser Stimme nichts ändern können. Das nächste Mal, wenn ich sie höre, werde ich diese Aufzeichnungen wieder durchlesen, um zu sehen, ob die neue Gegenwart imstande ist, die Erinnerung zu korrigieren und mir zu beweisen, daß ich mich täusche.

Ich bin des Schreibens müde für heute abend. Augusta, die von der andern Seite des Korridors her mich vor einer Weile rief, wird in ihrem schön glattgestrichenen Bett schon eingeschlafen sein, den Kopf umwunden von dem unterm Kinn geknüpften Netz, das sie willig erträgt, um ihr weißes, kurz geschnittenes Haar zu bändigen. Eine Beengung, eine Last, die mich kein Auge zutun ließe.

Ihr Schlaf ist noch immer leicht, doch geräuschvoller als früher. Ganz besonders bei den ersten Atemzügen, beim ersten Einschlummern. Es hört sich gerade so an, als seien andere Organe, die vorher untätig waren, auf einmal herbeibeordert worden, um die Atemzüge zu dirigieren, und als begehrten sie nun auf, weil man sie unversehens aus der Ruhe aufgerüttelt hat. Eine schreckliche Maschine, diese unsere Leiblichkeit, wenn sie alt ist! Wenn ich Augustas Kraftanstrengung mitangehört habe, bangt mir vor der, die mir bevorsteht, und ich finde keinen Schlaf, es sei denn, daß ich mir die doppelte Dosis Schlafpulver gestatte. Deshalb tue ich gut, erst dann zu Bett zu gehen, wenn Augusta schon schläft. Allerdings wecke ich sie damit auf; aber dann schläft sie wenigstens geräuschloser wieder ein.

Und hier gebe ich mir nach dem Beispiel meines Vaters eine Mahnung: «Merke dir, daß du dich in diesen Aufzeichnungen nicht allzu sehr über das Alter beklagen sollst! Du würdest deine Lage erschweren.»

Doch es wird schwierig sein, darüber nicht zu sprechen. Weniger naiv als mein Vater, weiß ich von vornherein, daß dies eine nutzlose Mahnung ist. Den ganzen Tag alt sein, ohne eine Ruhepause! Und mit einem jeden Augenblick älter werden! Ich gewöhne mich nur mit

Mühe daran, so zu sein, wie ich heute bin, und morgen muß ich mich derselben Mühe unterziehen um mich wieder auf den Stuhl zu setzen, der noch unbequemer geworden ist. Niemand kann mir das Recht nehmen, zu reden, zu schreien, zu protestieren. Umso weniger, als der Protest der kürzeste Weg ist zur Resignation.